

(Z)

Nr. 254

Des Berliner Tageblatts

enthält folgende hochbedeutungsvolle Besprechung

Der Roman „Judith Finsterwalderin“ von Peter Dörfler (Verlag Josef Kösel in Kempten) hebt mit dem Wort „Gewaltig“ an, und kein leeres Versprechen dröhnt in solchem Auftakt. Nicht weil das Lied einer donnernden Zeit hier gesungen wird, wo die Menschen noch klirrend in schweren Rüstungen einherfahren, rauher Lärm die wüsten Tavernen schallend durchzieht, Krieg, Pest und Not ihre Wahnsinnschreie gelten lassen – nicht im Motiv ist das Gigantische dieses Buches beschlossen. Seine Psychologie, das tief aus dem Geistigen Hervorgeholte, in die Flut der Bewegung und des tragischen Ringens Gebrachte, weit über Leben und Tod hinaus sich Vollendende, baut ihm seine Größe. „Die geheimnisvolle und unbewußte Lodung“ schafft es, „die in der Nacht der Seele gründet“.

Denn Judith, dem keuschen Heldenmädchen (das niemals aus irgendeiner Epoche, nur aus sich selbst heraus erklärt werden kann) begegnen wir nicht zum erstenmal in der Literatur. Keine aber strahlt makelloser als sie. Penthesilea nicht, in der Schar ihrer Amazonen, Johanna von Orleans, die doch dem Liebespfeil erlag, Chitra, ihre Schicksalschwester aus Indien. Als ein holdes Mirakelbild erscheint uns da die deutsche Finsterwalderin, anfangs herb noch, vom Gotischen und Gespreizten umfangen (gleich der holzgeschnittenen Magdalena Elman Riemenschneders), aber bald aus dem „Meistersingercant“ und „Bühnenscheibenfringellicht“ sehnsüchtig fortbegehrend nach Schönheitsfreude, Wissen, Herzensglut und himmlischem Widerschein. Der Glanz der Renaissance umspinnt schon das Werden des bedeutenden Kindes, das inbrünstig um ein Herz flehen muß: „hart wie Demant, auf daß es widerstehe allen eigenen Wünschen und Schmeicheln des buhlerischen Selbst“. Stolz, frank und frei wächst es, als Sprosse einer Patriziersfamilie im „Schattenhause“ auf, „nein“ und „ich mag nicht“ sind seine ersten Worte, immer verböfert es sich, mit Raben, Dohlen und einer einsamen Tanne hält es naturhaft Zwiesprache, und über die bludjunge Maid wird frühe verkündet: „Wir alle seid Büsche, Ihr ein g'rader Stamm!“ Welcher Trost, welche Gedankenstrenge! Heroismus eigentlich, der alles Kleine, Beschränkte verachtet; es hängt nur flüchtig, wie blasser Herbstnebel an ihr. . . . Und nun, als Gegenpiel zu ihrer wilden Unschuld, Giacomo, der ehrvergessene Schelm! Gewickelt in Schmutz und Lumpen wie ein Spuk von Laster, Sier und Unzucht, Träger des Bösen, ja, leibhaftige Sünde selber. Ein Kampf hebt an, wie zwischen Engeln und Dämonen. An ihm lernt die Feuerseele Magd sein! „Hab wöllen Herrin sein!“

Aber zuvor noch werden wir durch viele Zweifel und Spaltungen, peinliche Martern und zehrende Verworrenheiten einer schweren Übergangszeit durchgeleitet. Bald ist sie schon zur Einsicht gekommen, „daß die Feste des Herzens zu kostspielig sind“. Traurig: „Die Welt nicht lassen können, und doch die Welt nicht lieben!“ Humanistisch wird sie, eine lateinische Jungfrau, spielt Komödie in ihrer Friedlosigkeit und unterfängt sich sogar (bereits mit dem Instinkt ihrer künftigen Bestimmung), Spinoza zu bekämpfen.

Erst als Seuche und Tod, durch Giacomo den Verfluchten eingeschleppt, aus den Häusern hinaus in die Nacht wirbelnd, erkennt sie ihre wahre Mission: Samariterin! Alles Blaustrümpfige, Konstruierte, Gottungewollte fällt jetzt von ihr, priesterlich wächst sie, und während das uralte Pestlied, ein heißes Beschwören, durch die Wolken dringt, zieht die Gütebegabe in traumwandlerischem Zustand als Retterin von Tür zu Tür. „Sie ist als wie die Medizin“, sagen die Kranken, „mit süß zum Einnehmen, aber heilsamb!“

Judith, magisch schimmernd, wie auf dem Goldgrund getriebener Altäre, keine Aphrodite mehr, keine Virago, hat sich nach dem höchsten Ideale katholischer Mystik durch Mitleid wissend zur Gottheit erhoben. Nach der Erfüllung des Blutopfers schmachtet sie. Schreden und Finsternis reichen ihr dazu die Hand. Giacomo (Holofernes) steigt in grandiosem Gleichnis – aus dem Höllenschlund, und „zu seiner zerknirschten Seele empfindet sie eine Liebe, wie sie noch keine je so heiß und selig gefühlt hatte“ . . .

Wie nun Dörfler dies rasselnde Material überlegen zwingt, wie alle Gestalten, nach außen holbeinsche Kontur tragend, innerlich gesättigt sind von differenzierten, im unendlichen Kreislauf stets wiederkehrenden Problemen, das macht den Kontrast aus zwischen seiner Legende und dem üblichen, auf Kulissenreiz und Theaterflitter sich stützenden, mit Recht so schlecht beleumundeten „historischen Roman“. Einer, der die Dinge der Seele ernst nimmt!

Zwar mutet die „Redeweis“ altmeisterlich an, mit Schwäbisch-Bäuerlichem spielend vermischt, allein uns ist nur, als ranke sich auch hier die Duftigkeit blühender Akanthusblätter um eine starke Säule germanisch festbegründeten Wesens. Edelgewächs! Das Tempo ist zu Beginn sachgemäß breit und ausladend, steigert sich jedoch mit den drängenden, leidenschaftlichen Geschehnissen, jagt atemlos an Seite des Blatternmannes und der apokalyptischen Reiter, hält inne zu Judiths Gebet (als ob man ein Kind wäre und Mutter einem zum ersten Male die Hände faltete) und geht dann in wuchtig-heiligen Rhythmen dem Ende zu. Feierliches Verklingen, tropfend leise. Aus dem Pathos kehren die Menschen zurück in den Frieden, zur Pflicht, in die anschniegsame Ruhe.

Dies Werk aber und die Kraft, die es gebildet? „Geist, so einmalen lichten Schein gegeben, leuchtet immerzu . . .“
Frigga Broddorff-Roder.

Bornehme Ausstattung von Kunstmaler Walter Thamm
Ein Buch für fein wählendes Publikum

Neue Auflage soeben erschienen

Bestellzettel
liegt bei

Ladenpreis Mk. 6.— gebd., Mk. 5.— geh.
fest bez. bar Mk. 4.10 gebd., Mk. 3.35 geh.

Bestellen Sie
noch heute

Freieigentliche 13/12

Jos. Kösel'sche Buchhandlung / Kempten-München